

(Nachdruck verboten.)

87

Schwärmer.

Roman von Knut Hamsun.

Autorisierte Uebersetzung von Hermann Rih.

Rolandsen sah herauf. Das war der Pfarrer, der dort stand, der leibhaftige Pfarrer. Der Gesang verstummte. Rolandsen tat sehr verlegen, stand einen Augenblick verbaselt da und ging dann zum Hof hinaus.

Der Pfarrer sagte: „Na, nun hätten wir Ruhe vor ihm!“ Er war durchaus nicht mißvergüüt, weil er durch sein bloßes Erscheinen so viel ausgerichtete hatte. „Und jetzt soll er morgen einen Brief von mir bekommen,“ sagte er; „ich hab' ihn schon lange aufs Korn genommen wegen seines anstößigen Lebenswandels.“

„Kann ich es ihm nicht lieber sagen, daß wir seinen Gesang in der Nacht nicht wollen?“

Der Pfarrer fuhr fort, ohne dem Vorschlage seiner Frau Beachtung zu schenken: „Und hinterher gehe ich zu ihm und rede mit ihm!“ Der Pfarrer sagte das mit Nachdruck. Es war, als müßte wer weiß was geschehen, wenn er zu Rolandsen ginge.

Er kehrte in sein Zimmer zurück und dachte im Liegen weiter nach. Er würde diesen leichtsinnigen, tolleren Patron ganz und gar nicht schonen, der sich so großartig gebärdete und das ganze Kirchspiel unsicher machte mit seinen freien Manieren. Der Pfarrer machte keine Unterschiede zwischen den Leuten, sondern sandte seine Briefe an Hinz wie Kunz und setzte sich in Respekt. Hier sollte es sich aufhellen in dieser verdüsterten Gemeinde. Noch hatte er des Gehülfsen Levion Schwester nicht vergessen. Sie hatte sich nicht gebessert, und der Pfarrer hatte ihren Bruder nicht länger als Gehülfsen behalten können. Das Unglück hatte Levion heimgeführt, seine Frau starb; aber schon beim Begräbnis hatte der Pfarrer ihn ertappt. Es war eine haarsträubende Geschichte. Als der gute Gehülfe seine Frau in die Gruft bringen sollte, war es ihm eingefallen, daß er Friedrich Maad in der Fabrik einen Kalbsrumpf versprochen hatte. Nun war es ein Weg, die Tage waren auch nicht mehr kühl genug, um das Fleisch liegen zu lassen, drum nahm er den Kalbsrumpf mit. Der Pfarrer bekam Wind von der Sache durch Enoch, den tiefdemütigen Mann mit dem Ohrenleiden, und sofort rief er Levion zu sich.

„Ich kann Dich nicht länger als Gehülfsen behalten,“ sagte der Pfarrer. „Deine Schwester liegt und verachtet sich in Deinem Hause, und Du hältst nicht Zucht, Du liegst und schläfst zur Nachtzeit, wenn ein Mann in Dein Haus kommt.“

„Leider,“ erwiderte der Gehülfe, „so geht es ja manches Mal.“

„Ein zweites kommt hinzu: Du bringst Dein Weib in die Gruft, und Du läßt ein totes Kalb mit dabei sein. Läßt sich das alles verteidigen?“

Hier aber sah der Fischbauer den Pfarrer gänzlich verständnislos an und fand ihn ungerecht. Seine selige Frau war eine betriebsame Seele, sie wäre die erste gewesen, die ihn erinnert hätte, doch ja das Kalb mitzunehmen, wenn sie gekonnt hätte. Es ist ja ein Weg, würde das selige Menschenkind gesagt haben.

„Wenn der Herr Pfarrer es so haarscharf nehmen, so werden Sie keinen ordentlichen Gehülfsen bekommen,“ sagte Levion.

„Das wird meine Sache sein,“ erwiderte der Pfarrer.

„Aber Du bist Deines Amtes ledig.“ Levion sah auf seinen Südwester hinunter. Unleugbar war das eine Schmach, die ihm widerfuhr, seine Nachbarn würden sich an seinem Falle weiden.

Der Pfarrer war empört. „Aber im Namen Gottes,“ sagte er, „kannst Du Deine Schwester nicht einmal dazu bringen, daß sie den Mann heiratet?“

„Der Herr Pfarrer dürfen glauben, daß ich's versucht habe!“ antwortete Levion. „Aber sie ist ihrer Sache nicht sicher, wer es ist.“

Der Pfarrer reizt den Mund auf: „Was ist sie nicht...?“ Und als er endlich versteht, schlägt er die Hände zusammen. Dann nickt er kurz: „Wie gesagt, ich werde mir einen anderen zum Gehülfsen nehmen.“

„Wer soll es sein?“

„Ich brauche es Dir nicht zu sagen. Aber Enoch wird es.“

Lange dachte der Bauer nach. Die Seele kannte er, er hatte ein paar Händel mit Enoch gehabt. „Enoch wird es!“ Er sagte nichts weiter und ging.

Und Enoch würde seinen Posten ausfüllen. Er war eine tiefe Natur, nie ging er hoch aufgerichtet, legte vielmehr den Kopf auf die Brust und nahm die Dinge gründlich. Man zückelte sich zu, als Kamerad zur See sei er kein redlicher Patron; vor vielen Jahren sollte er dabei gefaßt worden sein, wie er an anderer Leute Schnüren zog. Doch das war wohl nur Neid und Verleumdung. In seinem Aeußeren war er kein Graf und Baron, dieses Tuch um die Ohren entstellte ihn. Außerdem hatte er die Angewohnheit, wenn er jemand auf den Wegen traf, die Finger erst auf das eine und dann auf das andere Nasenloch zu legen und zu blasen. Aber Gott sah nicht die äußere Gestalt an, und dieser sein geringer Diener Enoch hatte wohl die löbliche Absicht, sich ein wenig zu putzen, ehe er Leute traf. Wenn er kam, so hieß es: „Friede sei mit Euch!“ Und wenn er ging: „Der Friede weiche nicht von Euch!“ Alles, was er tat, war gründlich durchdacht. Selbst das große Schnitzmesser, das von seinem Gürtel herunterhing, trug er mit dankbarer Miene, als wollte er sagen: Manches einen gibt es leider, der nicht einmal ein Messer zum Schneiden hat. Am letzten Oyfertage hatte Enoch mit seiner großen Gabe Aufsehen erregt, er legte eine Banknote auf den Altar. Hatte er lethhin so reichlich Bargeld verdient? Es mochte wohl so sein, daß eine höhere Macht ihr Scherflein zu seinen Schillingen legte. In Maads Kramladen war er nichts schuldig, sein Fischgerüst war unverfehrt, seine Familie war wohlgekleidet. Und daheim hielt Enoch die strengste Zucht. Er hatte einen Sohn, ein wahres Muster von gutem, sanftem Benehmen. Der Junge war auf den Fischfang nach den Losoten gerudert, so daß er ein Recht darauf hatte, mit einem blauen Anker auf der Hand heimzukommen, doch er tat es nicht. Früh hatte sein Vater ihn Gottesfurcht und Demut gelehrt. Ein solcher Segen ruhe auf dem, der hinwandere still und geduckten Sinnes, meinte Enoch.

Während der Pfarrer dalag und nachdachte, schritt der Morgen vor. Dieser klägliche Telegraphist Rolandsen hatte ihm die Nachtruhe zerstört, schon um sechs Uhr stand er auf. Da stellte es sich heraus, daß seine Frau sich in aller Stille angekleidet hatte und schon ausgegangen war.

Später, im Laufe des Vormittages, begab die Frau sich zum Telegraphisten Rolandsen hinauf und sagte: „Sie dürfen uns nichts vorzingen in den Nächten.“

„Ich sehe ein, daß ich mich nicht richtig benommen habe,“ sagte er. „Ich hatte erwartet, Jungfer van Loos zu finden. Doch sie war ungezogen.“

„So galt Ihr Gesang der Jungfer?“

„Ja. Ein kleiner mißratener Morgengesang war es nur.“

„Diesmal lag ich in der Kammer,“ sagte die Frau. „Die Jungfer lag früher da, zu Ihres Vorgängers Zeit.“ Die Frau sagte nicht mehr viel, ihre Augen waren dumm und glanzlos geworden.

„Ja ja, ich danke Ihnen,“ sagte sie, als sie ging, „es hörte sich schön an, aber Sie dürfen's nicht wieder tun.“

„Ich verspreche es Ihnen. Hätte ich geahnt... ich würde mich natürlich nicht erkühnen haben...“ Rolandsen schien in die Erde versinken zu wollen.

Als die Frau nach Hause kam, sagte sie: „Ich bin wirklich ganz schläfrig heute.“

„Ist das zu verwundern?“ antwortete der Pfarrer. „Du hast wohl kein Auge zugemacht wegen des Schreihalses heut nacht.“

„Es ist gewiß das beste, ich lasse die Jungfer ziehen,“ sagte die Frau.

„Die Jungfer?“

„Er ist ja mit ihr verlobt, weißt Du. Wir werden keine Ruhe bekommen für die Nächte.“

„Ich werde ihm heute einen Brief schreiben.“

„Das einfachste wäre ja, die Jungfer ginge.“

Der Pfarrer dachte dazu, das sei durchaus nicht das einfachste, da der Wechsel ihm vermehrte Ausgaben ver-

schaffen würde. Außerdem war Jungfer van Loos sehr tüchtig; ohne sie würde nichts in Ordnung sein. Er entsann sich, wie es im Anfang hergegangen war, als seine Frau auf eigene Faust wirtschaften sollte, ja, das vergaß er nie.

„Wen willst Du für sie nehmen?“ fragte er.

Die Frau antwortete: „Ich will lieber selbst ihre Arbeit tun.“

Da lachte der Pfarrer bitter und sagte: „Ja, dann würde die Arbeit getan werden!“

Verlezt und gekränkt äußerte die Frau: „Mir bleibt ja doch die ganze Zeit schon nichts anderes übrig, als mitzuhelfen im Haushalt. Was die Jungfer tut, hat nicht viel auf sich.“

Der Pfarrer schwieg. Es hatte keinen Zweck, weiter zu antworten, Gott mußte helfen! „Die Jungfer kann nicht ziehen,“ sagte er. Aber seine Frau sah da mit ihrem geplatzten Schuh, daß es ein Jammer war, und bevor er ging, sagte er: „Wir müssen wirklich sehen, Dir ein paar Schuhe zu schaffen, sobald wie möglich.“

„Ach, es ist ja Sommer,“ erwiderte sie.

IX.

Die letzten Watenboote liegen segelfest, der Fang ist zu Ende. Kaufmann Mac hatte allen Sering gekauft, den er bekommen konnte, und niemand hatte gehört, daß seine Zahlungen jemals stockten; nur den letzten Watenmeister hatte er um kurzen Aufschub gebeten, bis er nach Süden telegraphiert hätte des Geldes wegen. Aber da hatten die Leute gleich gemunkelt: „Aha, er sitzt in der Patsche.“

Aber Kaufmann Mac war so mächtig wie früher. Mitten aus seinen übrigen Geschäften heraus hatte er der Pfarrersfrau eine Bäckerei versprochen, — und siehe, die Bäckerei machte Fortschritte, die Arbeiter waren gekommen, die Grundmauer war errichtet. Die Frau fand ein wahres Vergnügen daran, hinzugehen und es mit anzusehen, wie ihre Bäckerei in die Höhe wuchs. Aber jetzt sollte mit dem Gebände begonnen werden, und dazu brauchte Mac andere Arbeiter; es sei auch nach ihnen telegraphiert worden, sagte Mac.

Doch nun hatte der Bäcker beim Bogt sich zusammengenommen. Was des Pfarrers Brief nicht ausgerichtet hatte, das richtete Mac mit seiner Grundmauer aus. „Es wird schon Brot zu haben sein, wenn es Brot ist, was die Leute wollen,“ sagte der Bäcker. Doch die Leute verstanden ja sehr gut, daß der arme Mann nur nutzlos zappelte, jetzt würde Mac ihn erdrücken.

Rolandsen sitzt in seiner Kammer und seht ein sonderbares Plakat auf mit einer Unterschrift von eigener Hand. Er liest es mehrmals wieder durch und findet, daß es in Ordnung ist. Dann steckt er es in die Tasche, nimmt seinen Hut und verläßt das Zimmer. Er schlug den Weg zu Macs Fabrikpfort ein.

Rolandsen hatte gewartet und gewartet, daß Jungfer van Loos reisen möchte; aber sie reiste nicht, die Pfarrersfrau hatte ihr gar nicht gekündigt. Rolandsen hatte falsch gerechnet, wenn er hoffte, die Frau werde ihm Dienste erweisen, er bekam seinen gesunden Verstand wieder und dachte: Wir wollen uns an die Erde halten, wir haben also niemand betört.

Dagegen hatte Rolandsen einen Brief ernst und strafenden Inhalts vom Pfarrer erhalten. Rolandsen verheimlichte es nicht, daß ihm das widerfahren war, er erzählte es weiter an Hoch und Niedrig. Der Brief sei wohlverdient, sagte er, und er habe ihm gut getan; kein Pfarrer habe sich seiner auch angenommen seit der Konfirmation. Ja, Rolandsen ging so weit, daß er meinte, der Pfarrer müsse viele solcher Briefe versenden zur Freude und Erbauung von jedermann.

Doch das konnte dem Telegraphisten Rolandsen keiner ansehen, daß ihm just in der letzten Zeit eine solche Freude und Erbauung zuteil geworden war, im Gegenteil, er arübelte mehr als je und schien sich mit besonderen Gedanken zu tragen. „Soll ich es tun, oder soll ich es nicht tun?“ konnte er murmeln. Als aber nun seine vormalige Braut, Jungfer van Loos, ihm heute gleich in der Frühe aufgelauret und ihm wieder das Leben sauer gemacht hatte mit der dummen Serenade im Pfarrhof, da hatte er sie mit den bedeutungsvollen Worten verlassen: „Ich tu es.“

(Fortsetzung folgt.)

Von dem Manne, der auszog, den Tod zu bekämpfen.

Von Liza Wenger-Ruus

Es war einmal ein Mann, der eine weite und lange Reise gemacht hatte. Dabei hatte er vieles gesehen und gehört, und war immer fröhlich und guter Dinge gewesen. Als er nun endlich zurück kam, fand er keinen mehr von allen, die er lieb hatte: Vater und Mutter, auch Bruder und Schwester, alle waren sie gestorben.

Da kam ihm die Welt schwarz und öde vor, und sein Herz wurde schwer, und zornig sagte er sich: „Ich will ausziehen, den Tod zu bekämpfen!“ Er ließ sich einen undurchdringlichen Harnisch machen, ein starkes und langes Schwert schmieden, und sein Roß mit neuen Hufeisen versehen. Darauf ritt er hinaus und suchte den Tod, denn der Mann mußte nicht, wo er sich aufhielt.

Zuerst ritt er durch einen dunklen Wald. Wo er früher nur Schönes und Fröhliches gesehen, fand er nun, seit der Tod in seinem Hause gewütet hatte, Trauriges und Häßliches. Es kam ihm vor, als ob alle Kreatur nur da wäre, um zuletzt dem unerbittlichen und grausamen Bürger in die Arme zu fallen! Ueber Käfer und Räden, Eidechsen und Frösche, Hasen und Rehe, sogar über Hirche und Wölfe war der Tod Herr geworden! Unter jedem Moos, hinter jedem Stein, an jedem Wasserlein lagen die hilflos von ihm Gemordeten. Ueberall fand der Mann die Spuren des Todes, ihn selber aber fand er nicht, so sehr er auch suchte.

Zu seinem eigenen Leide hatte sich nun auch das Leid der Tiere gesellt, die er rächen wollte an ihrer aller Feind, dem Unerbittlichen, Schrecklichen! Achtslos all des Schönen um ihn herum ritt er mit gesenktem Haupt durch die Wälder, durch die Wiesen und Felder, über steile Berge und hinunter durch tiefe Täler.

Manchmal frug er die Leute, ob sie den Tod nicht gesehen hätten.

„Diese Nacht ist er da gewesen,“ sagten sie, „und hat uns unser Kind genommen! Aber gesehen haben wir ihn nicht.“ Und sie fluchten dem Tod.

Der Mann ritt immer weiter, monatelang. Da kam er an einem kleinen Hause vorbei, in dem ein Röhler wohnte. Er hörte das Wimmern eines Kindes und das Weinen einer Mutter, und stieg von seinem Pferd herab, band es an einen Baum und trat in die Hütte. Die Frau, die da saß, sagte ihm, daß ihr Kind noch in dieser Nacht sterben müsse.

„So will ich dableiben und Wache stehen, denn ich will mit dem Tod kämpfen,“ sagte der Mann.

Er stellte sich vor die offene Tür und wartete. Ununterbrochen weinte das Kind. Manichmal schrie die Mutter auf: „Ich will es nicht hergeben!“ Aber wenn das Kind sich in seinen Schmerzen wand, küßte sie es und weinte wieder. Zuletzt schlief sie ermattet ein.

Der Mann an der Türe wartete Stunde um Stunde auf den Tod, aber er kam nicht. Wenn der Wind durch die Tannen heulte, glaubte er seine Stimme zu hören, und wenn die schwarzen, langen Äste sich bewegten, und die weißen Flecken, die daran haften, hin und her wogten, glaubte er das hämische, grinsende Gesicht des Feindes zu sehen und saßte sein Schwert fester, um gerüstet zu sein, wenn er käme.

Da trat eine hohe Gestalt aus der Dunkelheit des Waldes hervor, in einem weißen Gewand, und mit Augen, die weit in die Ferne sahen. Sie ging an dem Mann vorbei und trat an das Bett des winnenden Kindes, nahm es in ihre Arme, küßte es, und legte es leise in seine Kissen zurück. Dann wandte sie sich, ging hinaus und verschwand in der Nacht. Hinter ihr wurde es still, das Wüten des Sturmes hatte sich gelegt, und das klägliche Weinen des Kindes war verstummt.

„Wer mag dieser milde Mann gewesen sein,“ dachte der Ritter, „vielleicht der Priester, der die Mutter nicht wecken wollte!“ Als das erste fahle Frührot in die Hütte drang, und die Morgennebel die Tannen zu umspinnen begannen, ertönte die Mutter.

„Es ist tot,“ schrie sie auf und warf sich über ihr Kind. „Tot?“ rief der Mann. „Tot! Und ich habe den Mörder nicht gesehen! Ich habe ihn nicht bekämpfen können! Ich muß weiter ziehen und ihn suchen!“

Wieder ritt er lange umher. Eines Abends kam er an einem großen Gebäude vorbei, aus dem Jammern und Wehklagen drang, und aus dessen Tor auf einer Bahre ein Toter getragen wurde. Er frug, was für ein Haus das sei, und man bedeutete ihm, daß hier Kranke gepflegt würden, bis sie gesundeten oder bis sie starben.

„Also ist der Tod oft in diesem Hause?“ frug hastig der Mann.

„Alle Tage,“ antwortete man ihm. Da ging der Mann hinauf und trat in einen der Säle. Dort lagen Frauen und Männer auf ihren Betten, mit blauen, verzerrten Gesichtern. Eine fürchterliche Krankheit war über das Land gekommen und hatte die Menschen zu Hunderten ergriffen. Die Kunst der Ärzte war machtlos.

„Sie alle werden den nächsten Morgen nicht mehr erleben,“ sagte traurig die Krankenschwester, und deutete auf die stöhnenden Kranken.

„So werde ich Wache stehen bis zum Morgen, damit ich den Tod nicht verfehle, wenn er kommt, sie zu würgen,“ sagte der Mann und stellte sich an die Türe und wartete. Stunde um Stunde ver-rann. Keuchendes Röcheln war der einzige Laut, der die Stille der Nacht unterbrach.

Da kam in einem dunkeln Mantel ein Mann den Gang entlang geschritten, und trat über die Schwelle des Saales, in dem die Kranken lagen. Als sie ihn sahen, ging ein Leuchten über die fahlen Gesichter, und sie streckten die Arme nach ihm aus.

„Es ist der Arzt,“ dachte der Mann, der auf den Tod wartete. Die Gestalt im Mantel ging von Bett zu Bett, und blickte den Kranken tief in die Augen. Die schliefen sich.

Als in der Morgendämmerung die Krankenschwester zu dem Mann an der Tür trat, sagte sie: „Sie sind tot, alle!“ Der Mann überblickte die Reihe der Leblosen.

„Habe ich denn geschlafen,“ murzte er zornig, „oder narrt mich der schauerliche Geselle? Und narrete er mich noch zehn Mal, ich finde ihn doch!“

Mit schweren Schritten stieg er die Treppe hinunter, bestieg sein Ross und ritt weiter, um den Tod zu suchen.

Nicht lange dauerte es, da vernahm er das Getöse einer Schlacht. Er sah Schwerter blitzen, Pferde sich bäumen, zerfetzte Fahnen im Winde wehen, er hörte das Brüllen der Verwundeten und die tierischen Freudenrufe der Sieger. Am Waldestrand wartete er, bis die Schlacht geschlagen und die Sieger abgezogen.

Die Nacht sank herab auf alle die Menschen, die da herum lagen und stöhnten und schrien. Manchmal bäumten sie sich auf und warfen die Arme in Todesnot in die Luft, manchmal richtete sich einer krampfhaft in die Höhe und fiel jah wieder zur Erde, manchmal kroch einer wie ein wildes Tier ein paar Schritte auf allen Vieren, und blieb dann liegen. Der Mann stand bereit, um mit dem Tode zu kämpfen, denn in dieser Nacht mußte er kommen. Aber er kam nicht, so scharf der Wartende auch hinausspähte in die Finsternis.

Als das Morgenrot auf die weißen Gesichter fiel, ging ein Mann durch die Reihen, sein dunkler Soldatenmantel flatterte im Winde. Und wo er sich herunterbeugte, wurden die Verwundeten ruhig, und wo er seine Hand auf eine der zerrissenen Stirnen legte, da sanken die Arme herunter, der verzerrte Mund lächelte, und in die wild blidenden Augen kam Frieden. Es wurde endlich still auf dem Schlachtfeld.

Als die Nacht gewichen war, sah der Mann alle die Leichname, die das Schlachtfeld bedeckten, und es ergriff ihn ein großer Borne, daß er den Tod nicht gesehen hatte, der die armen Soldaten mit seinen grausamen Händen gemordet hatte.

„Ich muß ihn finden,“ sagte er, „und ich will ihn finden! Zu viel des Leidens hat er mir und meinen Mitgeschöpfen angetan! Ich kann nicht sterben, ehe ich mit dem Tod gekämpft habe!“

Und wieder machte er sich auf, um den Mörder derer, die er geliebt hatte, zu suchen. Kreuz und quer zog er umher, von Land zu Land, von Meer zu Meer. Er fand Sterbende, Tote, aber den Tod selbst fand er nicht.

Er wurde müde und alt. Sein Mut war gesunken, denn sein Suchen und Mühen war vergebens gewesen, und sein Herz war ohne Hoffnung. Da war kein Land, durch das er nicht geritten, kein Wald, den er nicht durchsucht hätte, kein Gebirge, das er nicht erstiegen hätte. Die ganze Welt hatte er durchstreift, um den Tod zu suchen und zu bekämpfen, und hatte ihn nicht finden können.

Nun wurde ihm das Herumziehen schwer, seine zitternde Hand konnte das Schwert kaum mehr halten, und sein müder Gaul mochte nicht mehr weiter. Er stieg ab und setzte sich unter einen Eichbaum. Erschöpft lehnte er den Kopf an den rissigen Stamm, und blickte traurig und hoffnungslos in die Ferne.

„Ich kann nicht mehr kämpfen,“ dachte er, „ich möchte dahin gehen, wo die Meinen sind!“

Der Tod stieg den Hügel herauf. Langsam kam er näher. Als der Mann ihn sah, erkannte er ihn.

„Du bist es!“ rief er und sprang mit blidenden Augen und geröteten Wangen auf seine Füße. „So sollst Du mit mir kämpfen!“

Und wichtig hob er sein Schwert.

Da sah ihm der Tod ins Auge, erbarmend, erlösend.

Und nun wußte der Mann plötzlich, daß es der Tod gewesen, der das Kindlein in seinen Armen gewiegt, den Siechen die Augen geschlossen, und die Qualen der Verwundeten geendet hatte. Er streckte seine Arme aus nach dem Tode.

„Freund!“ flüsterte er. Das Schwert entfiel seiner Hand.

Der Tod nahm ihn in seine Arme und ließ ihn sanft zur Erde gleiten.

In dem mächtigen Baume rauschte der Wind, und die Eicheln fielen zur Erde, neben den stillen Mann, der den Tod hatte bekämpft wollen. . . .

Kleines feuilleton.

— Auf der Zugspitze. Von einem Silvester-Ausflug auf die Zugspitze erzählt ein Teilnehmer in der „Frankf. Atg.“. Seiner Darstellung entnehmen wir das Folgende:

. . . Ein Jäuzger von der Höhe zog unsere Blicke dorthin. Niedlich wie ein Kinderspielzeug standen Haus und Turm auf dem

mächtigen Felsrücken; auf der Plattform bewegten sich zwei schwarze Fünfkühen. Man schien uns von oben zu begrüßen. Nach kurzem Marsche über den fast ebenen Plattachferner standen wir an der steilen lawinengefährlichen Sandreife. Vom Schneefernerkopf herüber wehte ein recht frisches Lüftchen, das sich nach und nach zu einem gesunden Winde auswuchs, laut meteorologischer Aufzeichnung Stärke 7. Da kamen die verschmählten Wolllüllen wieder zu Ehren; sie boten aber wenig Schutz gegen den alles durchdringenden Eissturm. Mehr als einmal mußten wir niederlauern und verankern, wollten wir nicht eine unfreiwillige Talfahrt riskieren. Der Schnee wurde immer härter; nun hieß es die Reisen ausziehen, ein schweres Beginnen, wenn diese festgefroren sind und man nur eine Hand zur Verfügung hat, denn mit der anderen mußten wir uns am fest eingehakten Bidel festhalten, um nicht das Gleichgewicht auf dem bis 60 Grad geneigten Gange zu verlieren. Endlich standen wir doch am Grate, der mit seiner kristallharten Eiskruste noch eine alpine Geduldprobe bot. Als wir aber vor der Tür des Münchener Hauses am Westgipfel der Zugspitze standen, vergaßen wir vor lauter verwundernden Schauens einzutreten. In monumentaler Großartigkeit hob sich der rotbeschiedene Ostgipfel vom Abendhimmel, schwarz und düster lagen Ebene und Täler, während in einer der prächtigsten Abendstimmungen, die ich je gesehen habe, die Tausende von beschneiten Gipfeln glänzten. Wir blickten wie gebannt in diese Märchenwelt und trennten uns erst von dem Schauspiel, als der letzte Lichtstrahl verglommen war.

Unterdessen trafen noch einige Touristen ein, die unserer Spur gefolgt waren. Im Vereine mit unserem Vorgänger, einem bekannten Münchener Alpinisten, sowie dem Meteorologen, der sich der seltenen Winterbesucher freute, bildeten wir eine fröhliche Tafelrunde. Aus den Tiefen der Rucksäcke wanderten seltene Lederbissen, während zwei Herren nach bewährtem Rezept eine Silvesterpunsch brauten, um auch hier in einer Höhe von nahezu 3000 Metern das neue Jahr festlich zu begrüßen. In heiterem Geplauder verstrichen schnell die Abendstunden. Kurz vor Mitternacht stiegen wir mit unseren dampfenden Punschgläsern auf die Plattform des Turms. Wir hatten von dem feurigen Gebräu noch nicht gekostet, und doch schien es uns, als schwebten wir im unendlichen Weltraum. Ueber uns wölbte sich ein dunkler sternengliedriger Himmel, und unter uns erblickten wir nochmals das mit Gestirnen besäte Firmament: die Tausende von blidenden Lichtern der Städte und Dörfer in der nachtschwarzen Ebene bewirkten diese Täuschung. Und dort am Horizont das Lichtmeer unserer Münchener Stadt erschien wie der leuchtende Streifen der Milchstraße. Wie weit waren wir dem bunten, festlichen Treiben da unten entrückt! Es nahm jene wunderbare Feierstimmung von uns Besitz, wie sie nur in den hehren Domen der Natur herrscht. Stumm stiezen wir die Gläser aneinander und stumm mit bewegtem Herzen begrüßten wir das „Neue Jahr“ auf Deutschlands höchster Warte. . .

e. s. Ueber „Farbenprobleme“ sprach am Mittwochabend Museumsdirektor Dr. Volbehr aus Magedburg im Verein für deutsches Kunstgewerbe, der unter der Leitung des Direktors der Bibliothek des hiesigen Kunstgewerbemuseums, Dr. F. Jessen, bemüht ist, vornehmlich praktisch tätig zu sein, neue Versuche in Technik und Auffassung anzugehen und vor allem mit den leitenden Geschäften und Firmen in Berührung zu treten, um diese zu veranlassen, den Künstlern, die noch nicht so anerkannt sind, Aufträge zu geben. — Der Vortrag war mehr anregend, als erschöpfend. So interessant sich die Ausführungen anhörten, am Schluß und nachher fragte man sich erstaunt, was man nun eigentlich Positives mit hinwegnahme. Gewiß ist das ganze Gebiet der Farbenprobleme gerade heute ebenso aktuell wie unsicher. Das hindert aber nicht, wenigstens so gut es geht, der Sache auf den Grund zu gehen. Die beliebte Methode der jüngsten Kunsthistoriker, allerlei Themen anzuschlagen und durch Veleseheit, die häufig des tieferen Grundes entbehrt, zu verblüffen, verleiht sie oft zu einer schillenden Oberflächlichkeit, die dem Laien vielleicht imponiert, den Kenner nicht mit Achtung erfüllt. Eigentlich schlug der Vortragende, der äußerst gewandt sprach, drei Themen an, von denen jedes einzelne wert gewesen wäre, für sich behandelt zu werden: ein naturwissenschaftliches, ein ethnologisches, ein modern-künstlerisches Thema.

Er ging aus von den Farbentheorien überhaupt, stellte Newtons Ansichten Goethe gegenüber, der gegen die Anschauungen von der Entstehung der Farben, die der genannte Naturforscher vortrug, leidenschaftlich Front gemacht hatte und sie rücksichtslos aufwindete. Newton hatte die Genugtuung, daß die wissenschaftliche Welt und die spätere Nachfolgezeit seiner Theorie zuneigte und sie annahm, während man Goethes Ansichten als Kuriosität auffasste. Der Vortragende führte eine neuere Schrift von Weidlich — „Wann und warum sehen wir Farben?“ — an, die, wie er meinte, zu seinem Erstaunen Goethe zu Ehren bringen wollte. Weiter ging der Vortragende nicht auf diese Schrift ein. Er stellte dann, ohne Stellung zu nehmen, die beiden Theorien gegenüber.

In dem zweiten Teil, dem ethnologisch-sprachwissenschaftlichen, brachte Dr. Volbehr eine Reihe interessanter Belege dafür bei, wie sich das Farbensystem und die Bezeichnung dafür in der Sprache bei den verschiedenen Völkern entwickelten. Homer kannte keine Bezeichnung für blau. Ebenso die Verfasser der indischen Beden nicht. Es ist festgestellt, daß sich die Völker der homerischen Zeit, die

Jubier und die biblischen Völker in bezug auf Farbenssehen sehr ähneln. Sie stehen auf gleicher Stufe. Daraus schloß man also, man müßte, wenn man jetzt die primitiven Völker der Gegenwart auf ihr Farbenssehen untersucht, auf Parallelercheinungen stoßen. Eine Expedition wurde zu diesem Zweck ausgerüstet. Selbstamerweise wurde festgestellt, daß alle Völker, die Südseeinsulaner wie die innerafrikanischen, alle Farben sehen wir wir. Bloß erscheinen ihnen bestimmte Farben wichtiger, und für diese haben sie Bezeichnungen, für andere, die sie auch sehen, nicht. — Untersucht man die Stafa der Farben, so kann man feststellen, daß die primitivste Farbe, die überall Vorliebe findet, rot ist, die Farbe des Bluts, mit dem sich der Krieger tätowiert. Rot gilt zugleich als festliche Farbe. Die römischen Kaiser würdten auf ihren Siegeszügen auf Purpur eingeholt. Noch jetzt schmücken wir zu festlichen Gelegenheiten Säle gern vornehmlich mit Rot. Danach fungierte an zweiter Stelle Gelb. Der Vortragende leitet das her aus dem Sonnenkult, dem gelben Licht, in dem die Sonne morgens schwimmt. Im Zusammenhang stehen damit die Kulte. Venus und Bacchus erscheinen in gelben Gewändern. Das Christentum führte darin eine merkwürdige Umwandlung herbei. Es diskreditierte das heidnische Gelb, und fortan erscheinen die Dämonen in Gelb, und wir sprechen vom gelben Reid. Das Christentum verhalf dann, entsprechend seinen Vorstellungen, dem Blau, der Farbe des Himmels, zur Geltung. Vortragender wies darauf hin, daß auf den italienischen Bildern, namentlich bei Raffael, die heiligen Personen immer rote und blaue Gewänder tragen.

In dem Schlußteil des Vortrages wies der Redner auf die Konsequenzen für die Kunst hin. Wir sehen daraus, daß das Farbenssehen sich tatsächlich immer feiner differenziert. Gehen wir durch ein Museum, so finden wir bei den frühen Deutschen jene primitiven Farben kraft nebeneinander gestellt, während wir jetzt die feinsten Uebergänge wahrnehmen und wiedergeben. Die Renaissance hatte eine Vorliebe für prächtige Farben, die wie Fanfarenstöße wirkten. Das Rokoko zog sich zurück, es wollte grazios fein und vermied ängstlich die Wirklichkeit. Heute sehen wir wieder, wie die Künstler resolut der großen Natur mit offenen Augen gegenübertraten; sie wollen so kräftig sein wie die Renaissancekünstler, so fein wie die Maler des Rokoko. Darum — so schloß der Redner mit beherzigenswerten Worten, die im Munde eines Museumsdirektors doppelt angenehm klingen — sollen wir uns der Führung unserer Künstler anvertrauen, die selten so vielseitig und resolut vorgingen, wie zu unserer Zeit. Wir sollen nicht sagen, so sehen wir nicht die Natur, wir sollen zugeben, daß die Künstler hier feiner empfinden, und an ihren Werken sollen wir unser Farbenssehen bilden. —

— Ueber die Art der Herstellung der „ehbaren“ oder „indischen“ Vogelnester durch die Seeschwalben herrschen verschiedene Ansichten. Die Salanganen — es sind vorzugsweise zwei Arten, der Labet und der Lintjäh — bauen ihre löffelartigen Nester an steilen Felswänden oder in Höhlen an den Küsten der ostindischen Inseln, besonders an der Südküste Javas. Die in den Handel gebrachten Nester gleichen etwa dem Viertel einer Eierschale, sind 2—3 Zentimeter hoch, 5—7 Zentimeter breit und etwa 10 Gramm schwer; sie bestehen aus einer der weißen Hausenblase ähnlichen, harten und spröden Masse, die sich durch Kochen in eine zähe Gallerte von fadem oder schwach salzigem Geschmack auflöst. Für die Chinesen sind die indischen Vogelnester die feinste und darum auch am teuersten bezahlte — ein einziges Nest der besten Qualität kostet in Hongkong über 2 Mark, in Europa etwa 4—6 Mark — Delikatesse. Die Chinesen weichen die Nester zunächst ein, geben sie dann mit einem fetten Kapauen oder einer Ente in einen fest verschlossenen Topf und lassen sie bei gelindem Feuer 24 Stunden lang kochen. Die Japaner kochen sie zu einem schleimigen Brei, den sie mit Zucker vermengen und kalt genießen. Europäische Feinschmecker lassen sie, in dünne Streifen zerschnitten, mit stark gewürzter Fleischbrühe kochen; sie geltend als stark stimulierend, welche Wirkung jedoch zum Teil wohl den Gewürzen zukommen dürfte.

Die Nester sollen nun nach der einen Ansicht von den Salanganen zum größten Teil aus den verschiedenen Meeresalgen mit Hilfe ihres Speichels aufgebaut werden, während sie nach der Ansicht anderer (Marshall) nur aus dem übrigen Speichel bestehen, welcher aus zahlreichen Drüsen in der Mund- und Nachenhöhle von den Tierchen abgefordert wird. Durch eingehende Untersuchungen, welche Professor Dr. J. König (Münster) in Gemeinschaft mit J. Vettels in der „Zeitschrift für Untersuchung der Nahrungs- und Genußmittel“ 1905, Bd. 10, Heft 8, bekannt gibt, wurde nunmehr festgestellt, daß in den Vogelnestern 50—60 Prozent dem Mucin nahestehende Stickstoffsubstanz und nur etwa 15 bis 20 Prozent Kohlehydrate enthalten sind; ihre Zusammensetzung weicht daher vollkommen von derjenigen der Meeresalgen und der daraus hergestellten Produkte (z. B. Agar-Agar) ab, so daß mit Sicherheit anzunehmen ist, daß die ehbaren Vogelnester nur ein Erzeugnis des Speichels der Seeschwalben bilden. — („Prometheus“.)

Technisches.

en. Ein merkwürdiges technisches Unternehmen ist jetzt an den Niagarafällen in der Ausführung begriffen. Es handelt sich um die Schaffung eines Steindammes auf der canadischen Seite des Flusses, der aber nicht im Wasser, sondern

am Ufer gebaut wird. Die Ingenieure von Victoria-Park haben nämlich zu diesem Zweck eine Säule aus Zement von 15 Meter Höhe und etwas über zwei Meter im Quadrat errichtet. Diese Säule ruht auf einem Gerüst, das 6 Meter über dem Boden steht. Man wird jetzt warten, bis der Zement sich durch Austrocknung genügend verfestigt hat und dann die ganze Säule seitwärts in den Fluß stürzen, damit ihre Bruchstücke dort den gewünschten Damm bilden. Diese Arbeit hat ihren Ursprung in den Klagen, die von canadischen Gesellschaften darüber geführt worden sind, daß das Wasser des Niagara infolge der Abzäpfung für die Gewinnung elektrische Kraft an der fraglichen Stelle merklich gefallen ist, so daß es nicht mehr die Auslässe der Kanalisationsröhren in sich aufnimmt. Die erwähnte Zementsäule hat ein Gewicht von etwa 200 Tonnen. Damit sie beim Sturz in das Wasser in etwa gleich große Teile zerbricht, sind in Abständen von etwa 2 1/2 Metern seitlich Holzkeile in den Zement eingefügt, die fast bis zur Mitte der Säule gehen. Dadurch wird die ganze Masse beim Fallen in sechs Stücke zerbrochen werden. Damit nun ferner diese mächtigen Zementklöße nicht durch die Strömung erfasst und fortgetrieben werden, sondern den für die Erfüllung ihres Zweckes nötigen Zusammenhalt bewahren, ist in der Mitte der Säule eine sehr schwere Kette von etwa 800 Pfund Gewicht eingemauert worden. Man erwartet, daß der auf diese Weise verhältnismäßig leicht geschaffene Damm zu einer erheblichen Stauung des Wassers beitragen wird. Das Umstürzen der mächtigen Säule wird jedenfalls ein sehenswertes Schauspiel darbieten. Bewirkt werden wird es dadurch, daß das Holzgerüst unter der Säule durch Hebel in eine schiefe Stellung gebracht wird. —

Humoristisches.

— Der rechte Zusammenhang. Zwei Professoren vom Gymnasium einer kleinen Landstadt kamen gelegentlich eines Gelehrtenkongresses in die Provinzialhauptstadt, in der sie zusammen studiert hatten. Durch die Jugenderinnerungen übermüht geworden, besuchten sie am Abend ein Theater; sie hatten dort einstmalig die Dramen Goethes und Schillers gesehen und wußten nicht, daß aus dem Theater inzwischen ein Variété geworden war. Schweigend saßen sie zu, wie nacheinander zwei Chansonetten, drei spanische Tänzerinnen und ein Humorist auftraten. Während sich darauf ein Wandredner produzierte, gab der eine von ihnen endlich seinen Gefühlen Ausdruck. „Wissen Sie, Herr Kollege“, sagte er, „was ich in diesen modernen Stücken schmerzlich vermisse, ist der rechte Zusammenhang.“ —

— Der Predigtamtskandidat. „Nu vafehren Se jeschlagnene zwee Monate in unsan Haus, Herr Kannedat, essen bei uns zu Mittag un Abend — nu machen Se aber dalli mit unsan Lind'n! Unsa Kind, wissen Se, is uns zu jut zu 'ne Freyhbraut.“ — („Simpl.“)

Notizen.

— Die Neue freie Volksbühne veranstaltet ihre Mozart-Feier nächsten Sonntag 8 Uhr in der Hochschule für Musik, Hardenbergstraße. Den Vortrag hält Dr. Leopold Schmidt. Gaskarten für Nichtmitglieder (zu 1,50 M. einschl. Garderobe und Text) sind in beschränkter Anzahl bei der Amelangschen Buchhandlung, Potsdamerstr. 126, zu haben. —

— Adele Sandrock wird am Deutschen Theater in Hoffmannsthal's „Oedipus und die Sphinx“ debütieren. Das Stück geht am 26. Januar zum erstmalig in Szene. —

— „Die Condottieri“, ein Schauspiel von Rudolf Herzog, hatte bei der Uraufführung in Karlsruhe großen Erfolg. —

— In der „Komischen Oper“ mußte die Erstaufführung von Wolfs „Corregidor“ auf Montag, den 15. Januar, verschoben werden. —

— Die Wiener Hofoper erhält jedes Jahr einen Zuschuß von 600 000 Kronen. Im vergangenen Jahre wurden außer dieser Summe noch 283 000 Kronen angebannt. —

— Die Stadt Posen hat einen engeren Wettbewerb um einen öffentlichen Brunnen ausgeschrieben. Es sind dazu drei Berliner und vier Münchener Bildhauer aufgefördert worden. Die Berliner Künstler sind August Gaul, Lewin-Funde und Lederer; die Münchener Bildhauer, welche an dem Wettbewerb teilnehmen, sind Josef Hofmann, Erba, Richard Niernersmidt und Obrist. —

— Von dem Gustav Müller Preis für Werke reichsdeutscher Künstler in Marmor oder Bronze, die auf der römischen Internationalen Kunstausstellung vom 10. Februar bis 31. Mai 1906 ausgestellt werden, sind dieses Jahr etwa 8300 M. verfügbar. Anmeldungen sind zu richten an die Società degli amatori e cultori di belle arti in Rom, Via Nazionale. Die Annahme ist für deutsche Künstler auch nach der Eröffnung bis etwa Anfang April zulässig. —

— Bis Weihnachten 1905 sind von einem Dresdener Importeur 21 210 böhmische Buchsafanen nach Deutschland, hauptsächlich nach Norddeutschland, versandt worden. —